

(Nachdruck verboten.)

## 76) Der Manksmann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

### XXIV.

„Wir wollten soeben eine kleine Fulle nach Ihnen ausscheiden, Deemster, als wir Sie seitwärts vom Ende der Bucht zurückkommen sahen. „Er läßt sich von der steigenden Flut heimtreiben,“ sagte ich, und so war's auch. Muß trotz allem eine recht mißliche Fahrt gewesen sein. Wir fürchteten eine Zeitlang sogar, Sie wären verloren.“

„Es fehlte nicht viel daran; aber Gott sei Dank! ich bin wieder hier,“ sagte Philipp.

Er sprach heiter und ging mit leichtem Schritte davon.

Es war jetzt tiefe Nacht. In den erleuchteten Straßen ließen wandernde Musikanten ihre Banjos und Harfen erklingen. Philipp fühlte sich körperlich und geistig wie neu geboren, seine Jugend sätien zurückgekehrt, sein Herz und seine Hoffnung wieder belebt und erneuert. Wie ein Fieberkranker, der aus einem grauenvollen Traum erwacht, glaubte er sich noch nie im Leben so leicht, so thatkräftig, so glücklich gefühlt zu haben. Die Zukunft war unsicher. Er wußte noch nicht, was er thun wollte; jedenfalls aber etwas Durchgreifendes, das seine Lage von Grund aus umwandelte. O, er wollte sich stark und entschlossen zeigen; er wollte seine Schuld bis auf den letzten Heller zurückzahlen, ohne zu berechnen, was es ihn kosten könne. Und sie — sie würde fortan mit ihm leben. Er vermochte nichts ohne sie. Die Teilhaberin seiner Schuld würde auch seine Sühne teilen.

Er öffnete sich selber das Haus und schloß die Thür fest hinter sich zu. Die Lichter brannten noch im Vorjaal; es war also noch nicht zu spät. Er stieg mit lautem Schritte die Treppe hinauf und trat in sein Zimmer. Die brennende Lampe stand auf dem Tisch, und innerhalb des Kreises, den der blaue Lampenschirm warf, lag ein Brief. Bestürzt hob er ihn auf. Es war Käthes Handschrift.

„Bergieb mir. Ich gehe fort. Es ist alles meine Schuld. Ich habe das Herz des einen Mannes gebrochen und verderbe jetzt die Seele des andern. Wenn ich länger hier bleibe, so bist Du verloren und gehst zu Grunde. Ich sehe es — ich fühle es. Und doch habe ich Dich so sehr geliebt, und ich wollte so stolz auf Dich sein! Laß Deinen wackern Mut nicht sinken, wie tief ich Dich auch zu Fall gebracht. Du wirst leben, um stark und gut und wahr zu sein, was nicht möglich ist, so lange ich bei Dir bin. Ich stand von Anfang zu tief unter Dir. Die ganze Zeit über habe ich nur daran gedacht, wie sehr ich Dich liebe, Du aber hattest noch so vieles andre zu bedenken. Mein Leben ist nichts gewesen als ein langer Kampf um meine Liebe — ein recht grausamer Kampf, wie mir scheint. Jedenfalls bin ich geschlagen und ach! so todmüde!“

„Folge mir nicht. Versuche nicht, mich zu finden. Dies ist meine letzte Bitte. Denke an mich, als ob ich auf einer langen Reise wäre. Vielleicht trete ich sie wirklich an — Gott im Himmel weiß das allein.“

„Ich nehme das kleine, zerbrochene Medaillon mit, das auf dem Boden des eichernen Kästchens lag. Es ist das einzige Bild von Dir, das ich finden kann, und es wird mich auch noch an jemand erinnern — an meine kleine Katharine, das mütterlose Kind.“

„Ich habe nichts, was ich Dir zurücklassen könnte, als dies.“ (Es war eine Locke ihres Haars.) „Zuerst dachte ich an den Trauring, den Du mir gabst, als ich hierher kam, aber er ließ sich nicht abziehen, und ich konnte mich auch nicht von ihm trennen.“

„Leb wohl! Ich hätte dies schon längst thun sollen. Aber, nicht wahr, Du wirst mich jetzt nicht hassen. Wir hätten doch nie wieder zusammen glücklich sein können. Lebe wohl!“

### Sechster Teil.

#### I.

Der Sommer war vorüber, der Ginster verdorrt, der Geringsfang beendet, und Pete war arm geworden. Seine Mickey hatte ruhig im Gafen gelegen, die letzten hundert

Pfund waren ausgegeben, und seine Gläubiger, die sich bisher mäuschenstill verhalten hatten, hegten ihn jetzt wie die Bluthunde. Er verkaufte sein Boot und befriedigte jedermann, doch büßte er trotzdem seine frühere Stellung ein und verlor Ansehen und Kredit. Im Munde des Volkes hieß er jetzt statt „Kapitän Pete“ nur noch Peter Bridget. Wenn er die Reichen mit einem „Wie geht's?“ begrüßte, so starrten sie ihn an, warfen sich in die Brust und sagten: „Wir kennen Euch nicht, guter Mann!“ worauf er den Kopf zurückwarf und mit lautem Lachen erwiderte: „So, wirklich nicht? Nun, im Tode sind wir alle gleich.“

In der Ballajorakapelle war drei Monate lang die Kinderkantate „Unter den Palmen“ einstudiert worden, und man hatte auf einer erhöhten Tribüne eine Laube von Palmzweigen errichtet, in der Petes kräftige Gestalt Platz nehmen sollte — nun aber saß Cäsar statt seiner darin.

Die auf Ballawhaine geliehenen sechs-tausend Pfund gehörten Pete noch immer; doch das wußten außer ihm nur drei Personen — Cäsar, der seine besonderen Gründe hatte, nichts davon verlauten zu lassen; Peter Christian selbst, der es natürlich für sich behielt, und der Bürgermeister,\*) der ein Hagetolz und ein Geizhals war und alle Geschäftssachen so heilig hielt, wie es sonst nur Reichthümliche sind. Als Petes böse Tage kamen und die Welt kein Mitleid gegen ihn zeigte, ward es Cäsar angst.

„Ich würde die Hypothek jetzt noch nicht verkaufen,“ sagte er. „Warten Sie wenigstens bis zum Martinstag. Dann werden die ersten Halbjahrszinsen fällig. Und man kann nicht wissen, was bis dahin geschieht. Heißt es doch: „Er hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen“. Der Alte hat, wie man mir sagt, einen Schlaganfall gehabt. Ja, die Barmherzigkeit des Herrn währet für und für.“

Pete fing an, seine Hauseinrichtung zu verkaufen. Er räumte das Besuchszimmer bis auf die nackten Wände aus. „Es war auch Zeit,“ sagte er. „Ich brauche die Stube zur Werkstätte.“

Der Martinstag kam, und Cäsar kehrte in gehobener Stimmung zurück. „Keine Zinsen!“ sagte er. „Geben Sie dem Ballawhaine noch einen Monat Gnadenfrist und schränken Sie sich ein, bis er vorüber ist. Der Herr wird schon sorgen. Steht nicht geschrieben: „In der Welt habt ihr Angst?“ — Auch geschehen Wunder und Zeichen. Als ich vorige Nacht von Ballajora nach Hause ging, sah ich die Totenlichter von dem großen Hause her nach dem Kirchhof von Kirk Christ gehen, den Pfarrer singend voran. Der Alte wird bald sterben — ich habe seine Seele gesehen. Nur deinem Namen allein, o Herr, sei Ruhm und Ehre.“

Pete verkaufte alle Möbel aus der zweiten Stube und schloß dann die Thüre ab. „Die häßliche große Wohnung ist nun ganz klein und behaglich geworden, Nancy,“ sagte er.

Die Gnadenfrist verstrich; Cäsar kam wieder nach dem Ulmenhaus und rieb sich die Hände. „Werfen Sie ihn jetzt über Hals und Kopf hinaus. Der Mann hat keinen Penny mehr, und vor sieben Monaten hat man ihm doch sechs-tausend goldene Pfund in die Hand gezählt. Zu verwundern ist's freilich nicht. Ist doch Noß wieder da samt einer Schar guter Freunde, mit denen er das Geld wie Dreck zum Fenster hinauswirft. Ihr Geld wird verhan, Ihr Geld. Und Ihnen selbst macht die Welt nur noch ein finstres Gesicht. Aber das darf Sie nicht anfechten. Die Sanftmütigen werden das Erdreich besitzen. Ja, Gottes Wort geht mehr und mehr in Erfüllung. Auch der schwarze Tom wird's jetzt inne werden. Er hat noch vor kurzem das große Wort geführt; diesen Morgen aber wurde er wegen Zauberei und Vetrug vor den Bürgermeister geführt und ist dem Deemster überwiesen worden. Der Herr behüte ihn vor dem Galgen und dem höllischen Feuer. O, es ist eine herzerquickende Zeit! Es war ein Wink der Vorsehung, der mich trieb, Ihnen zu raten, Geld auf diese Hypothek zu leihen. Was sagt die

\*) Der High bailiff — jede der vier größeren Städte der Insel besitzt einen solchen Beamten, der sowohl das Amt eines Bürgermeisters als das eines Stadtrichters bekleidet. Alle Woche halten die vier Bürgermeister abwechselnd einen Gerichtstag ab.

Schrift: „Ich will Gold statt des Erzes bringen?“ Werfen Sie ihn jetzt hinaus, werfen Sie ihn aus dem Hause!“

„Sagten Sie nicht, daß der alte Ballawhaine einen Schlaganfall gehabt hätte?“ fragte Pete.

„Freilich; doch er ist ein kräftiger Mann. Lassen Sie ihn nur zahlen, was er schuldig ist.“

„Simson war ein starker Mann und Salomo sehr weise, sie konnten aber doch nicht zahlen, wenn sie kein Geld hatten,“ sagte Pete.

„So mag er sich an seinen Sohn halten.“

„Ja wohl! das wird er auch thun. Ich will ihn in seinem Bette sterben lassen, und Gott sei ihm gnädig.“

Der Winter kam und Pete dachte daran, eine Robbie zu kaufen, die kleiner als eine Nicky und wie eine Felle ausgerüstet ist, so daß er allein ausfahren und sich seinen Lebensunterhalt mit dem Stockfischfang verdienen konnte. Um dies auszuführen, mußte er noch mehr Hausrat verkaufen und behielt nur noch drei Zimmer. Das Federbett auf seiner Bettstelle verschwand wie die Uhr aus seiner Tasche, und die Wände der Vorhalle sahen jetzt öde und leer aus an den Stellen, wo die Bilder gehangen hatten.

„Gut, daß ich all den Krimskrans los bin, Nancy,“ meinte Pete. „Nicht an solchen Glanz gewöhnt, kam mir's schwer genug an. Immer vergaß ich die Uhr aufzuziehen. Und Federbetten nun gar! Mußte immer an mein Mutterchen denken, das mit der Sichel und dem Sack auszog, um das hohe Gras an den steilen Abhängen für die Kuh zu schneiden, und eine Handvoll davon für mein Bett trocknete. Glauben Sie, ich hätt' nicht darauf schlafen können? Hab' nie wieder so gut geschlafen wie damals.“

Der Ertrag von Petes Fischfang bestand in der ersten Woche aus zwanzig Stockfischen und einem riesigen Leng. Er packte die Stockfische in Fäßchen und schickte sie mit der Post und dem Dampfer auf den Markt nach Liverpool. Den Leng lud er sich über die Jacke von geölter Leinwand auf seinen Rücken und trug ihn nach Hause. Der Kopf hing ihm auf der Achsel und der Schwanz baumelte zwischen seinen Beinen.

„Dal“ rief er, ihn auf den Flur werfend, „wenn Sie ihn zerlegen und einsalzen, so haben Sie für einen ganzen Monat zum Frühstück genug.“

Als die Bezahlung von Liverpool kam, bestand sie in einer Postanweisung auf sieben Schillinge und sechs Pence.

„Thut nichts,“ sagte Pete, „so schlagen wir doch noch Dan Hommy, der alte Tropf hat nur sieben Schillinge und einen Penny verdient.“

Das Wetter war rauh, der Fang schlecht: das Fischergerät war beschädigt, und Pete fing an, ein mäßiges Leben zu preisen.

„Gott steh' mir bei!“ sagte er. „Ich weiß nicht, was aus der alten Insel noch werden wird. Als ich bei Cäsar in Diensten stand, aßen die Knechte dreimal des Tags Kartoffeln mit Hering. Aber jetzt — frisches Fleisch jeden Mittwoch, wenn's gefällig ist. Und Thee! Den müssen die Mädchen jetzt regelmäßig haben und schämen sich nicht einmal. Meiner Seel', ich erinnere mich noch, wenn Mutter mir zuwisperte: „Sieh acht, ob nicht jemand die Straße herunterkommt, Junge, während ich mir eine Schale Thee koche.“ Wahrhaftig, Nancy, so war's. Eine Unze die Woche und ein Pfund Zucker verbrauchte sie, und die Leute hielten sich noch auf über die Frau!“

Die Berge waren dem Volke genommen worden, es durfte sich nicht mehr wie früher nach Belieben Torf stechen zur Feuerung; Kohlen waren teuer, der Winter kalt, und Pete fing an, über Mangel an Appetit zu klagen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Nikolaus Lenau.

Die Werke des großen deutschen Dichters, der vor nun hundert Jahren, am 13. August 1802, zu Esztab bei Temesvar im ungarischen Banat das Licht der Welt erblickte, gehen, wie bei seinen Lebzeiten, so noch heute an seinem hundertsten Geburtstag unter dem angenommenen Namen Nikolaus Lenau. So unzertrennlich von den zarlen Kindern seiner Muse ist dies Pseudonym geworden, das den meisten der bürgerliche oder vielmehr adelige Name des Autors, Nikolaus Franz Niembsch, Edler von Strehlenau, wenn nicht ganz fremd ist, so doch sehr fremd klingt. Die dauerhafte Umlaufung verdankt der Dichter dem wohlweisen Willen der österreichischen Censur-

behörden, den nach der Nichtschärfe des beschränkten Unterkannensverständes geordneten Pressverhältnissen des habsburgischen Kaiserstaates in den vormärzlichen Zeiten des Metternichschen Regimes. Als Anastasius Grün (Graf Auersperg) 1830 eines von Lenaus ersten Gedichten abdruckte, schien es dem Herausgeber unratfam, den wahren Namen des Verfassers darunter zu setzen.

Das Pseudonym hat Lenau nicht vor direkter Berührung mit der Wiener Censur geschützt. Eines schönen Tages hatten die österreichischen Polizeipräsidenten richtig herausgeschmeißelt, wer jener Nikolaus Lenau sei, der seine verdächtigen Verse im süddeutschen Auslande drucken ließ, ohne sie dem Censorstift zur Begutachtung vorzulegen. Er wurde also im Herbst 1836, als er sich gerade in Wien aufhielt, auf die Polizei befohlen und geradezu gefragt, ob Niembsch und Lenau ein und dieselbe Person seien. Auf seine bezagende Antwort wollte man ihn wegen Uebertretung der Censurvorschriften zu Leibe gehen; da Lenau sich aber auf anders lautende Bestimmungen seines Geburtslandes Ungarn berief, zog man es vor, die Sache einschlafen zu lassen. Deshalb blieb Lenau aber doch nicht ungeschoren von der Censur. Einen lustigen Zusammenhang mit ihr erlebte er z. B. im Jahre 1838, als er zu einem Album, dessen Erträgnisse den durch eine große Donau-Überschwemmung in Pest Geschädigten zu gute kommen sollten, etliche Gedichte beisteuerte. Eine Stelle in Lenaus prächtigem „Prolog“ wollte der Censur gar nicht gefallen:

„Als eine leere Tafel blieb das Land,  
Des Volkes Rechnung ist hinweggewischt.“

In mündlicher Verhandlung über die beanstandete Stelle wurde Lenau, nun schon ein gefeierter Dichter, kühn gegen die Censurbehörde und rettete auch wirklich die beiden Verse vor der beabsichtigten Verstümmelung. In seinem Stammsaal aber, dem „Silbernen Kaffeehaus“, erwiderte er den neugierig wartenden Freunden auf die Frage: „Nu, Niembsch, was ist's?“ mit klassischer Grobheit: „Nichts ist's! Nichts wird gestrichen! Man muß sich von dem Gefindel nicht auf die Leier . . . lassen!“ Und lachte, daß die Wände dröhnten, worin die übrigen mit homerischer Behemung einstimmten.

Ärtige Verslein hat er den Gedankenbütteln ins Album geschrieben, z. B. jenes „Schade!“:

„Schade, daß des Kreuzes Zeichen,  
Das auf Golgatha gestanden,  
Zur Erlösung aus den Banden,  
Nun dem Censor dient zum Streichen!  
Das Symbol ward uns verkehrt,  
Höhnend steht es da und lehrt,  
Daß wir lange noch vom Bösen  
Hoffen dürfen kein Erlösen.“

So war er denn zum „feilen Dichter“ verdothen, dessen Muse sich zur Wehre erniedrigen muß, weil sie zum Mäcenaten gesandt wird, um mit schönen Schmeichelliedern den blinkenden Dulaten liebäugelnd zu umtanzen. Lenaus Muse steht stolz und aufrecht auf Seiten der Freiheit, und seinen freiheitlichen Idealen ist der Dichter immer treu geblieben, soviel Widerspruch und Wandlungen sein Wesen sonst auch aufweist. Schon in den ersten Zeiten seiner dichterischen Produktivität begeistert ihn der unglückliche Ausgang der polnischen Revolution von 1830 zu den farbenprächtigen Polenliedern, und noch in den letzten Zeiten seiner dichterischen Thätigkeit singt er über die „Veränderte Welt“:

„Die Menschheit ist dahinter kommen,  
Trotz aller Gaukelei der Frommen,  
Daß mit dem Leben vor dem Grabe  
Man endlich Ernst zu machen habe,  
Zerbrochen sei des Wahnes Kette,  
Die Erde sei nur Uebungsstätte,  
Nur Voltigierbock sei das Leben,  
Aufs Ross werd' uns der Himmel heben.  
Auf freiem, grünen Erdenrunde  
Wird jeder bald schon hier, zur Stunde,  
Bevor das Grab ihn deckt mit Schollen,  
Sein Nößlein weiden, tummeln wollen.“

Wie er gegen die „finstere Jägerbande“ wettet, die im deutschen Lande das „edle Bild der Freiheit“ heßt, so straft er „goldgierige Pfaffen“ und widmet dem Adel „Des Teufels Lied vom Aristokraten“:

„Vorüber braust an seinem Saale  
Das Volk mit Not- und Dampfgeräusen,  
Sie schwingen ihm die Festpokale,  
Man lebt und eilt, für ihn zu sterben.“

Und wer Lenau etwa wegen seiner Huzarenlieder oder seiner „Werbung“ zum Anhänger des Militarismus stempeln möchte, der sei auf das 1844 entstandene Gedichtchen „Der Rekrut“ verwiesen:

„Wehe, wehe dem Rekruten!  
Jämmerliche Weltstatuten!  
Wenig Schlaf auf hartem Kissen,  
Wasser nur auf larme Wiffen,  
In so schönen Frühlingstagen  
Mörderische Waffen tragen,  
Ohne Lust und Liebe springen,  
Wie des Drillmanns Worte klingen,

Ueber Heden, Bach und Graben  
Schreiten, trippeln, schwenken, traben,  
Stillsteh'n plötzlich ohne Rud;  
Und an mir vorbei mit allen Gluten  
Rauscht das Leben, wie des Stromes Fluten  
Dort am Brückenpompul."

Mit ebenso gutem Grunde, wie die Sammlungen seiner kleineren Geisteslinder, ließ Lenau seine größeren „epischen Dichtungen“, in denen übrigens auch das lyrische Element bei weitem überwiegt, außerhalb der österreichischen Grenzpfähle drucken. Denn wie in dem „Savonarola“ (1838) die polizeiwidrigen Ideen zum Ausdruck gelangen, so tragen auch „Die Albigenen“ (1842) ihren Untertitel „Freie Dichtungen“ nicht allein nach der formellen Seite mit vollem Recht. In den melodischen Strophen des „Savonarola“ verherrlicht Lenau jenen Florentiner Mönch, der zu Ende des 15. Jahrhunderts bei dem Versuche, im Widerstreit mit Medicäern, Adel und Hierarchie eine radikale Demokratie am Arno zu begründen, den Feuertod erlitt. Es war, wie Lenau selbst mit stolzer Freude über den Eindruck des Wertes sagte: „ein Gericht gegen den verstockten Absolutismus meines Vaterlandes“. Savonarolas Rede für die Republik in dem Sang über den Tod Lorenzos des Erlauchten, um nur eins herauszugreifen, hätte den Wiener Censoren Ohnmachtsanfälle zugezogen. Nun gar in den düsteren Bildern aus dem unglücklichen Freiheitskampfe der Albigenen im 13. Jahrhundert zeigt der Dichter schon in der Einleitung den demokratischen Pferdesuß, daß es den „Thyramnenfragen“ gelte:

„Millionen wunde Herzen seh ich bluten,  
So viel Thranenströme seh ich fluten,  
Von frecher Willkür weit die Welt zerrüttet,  
Der Menschheit Freundschlösser rings verschüttet . . .“

Und am Schluß zieht der Dichter das Facit in den unzweideutigen Versen:

„Das Licht vom Himmel läßt sich nicht versprengen,  
Noch läßt der Sonnenaufgang sich verhängen  
Mit Purpurmanteln oder dunkeln Nuten;  
Den Albigenen folgen die Hussiten  
Und zahlen blutig heim, was jene litten;  
Nach Guz und Jisla kommen Luther, Gullen,  
Die dreißig Jahre, die Ewemessreiter,  
Die Stürmer der Bastille, und so weiter.“

Als die mit dem vielsagenden „Undsoweiter“ prophezeiten Ereignisse endlich eintreten, lebte Lenau zwar noch — aber als lebendige Leiche, in die Nacht des Wahnsinns versunken. Hätte er den Sturm von 48 noch wachen Geistes erlebt, so hätte das seine Rettung vor dem bejammernswürdigen Geschick werden können, das seinen Genius vor der Zeit erlöschte, das seine Schatten aber schon lange vor dem wirklichen Eintreten vorausgeworfen und Lenau immer schon verhindert hatte, der Sache der Freiheit das zu werden, was er ihr unter günstigeren Verhältnissen hätte werden können. Gewiß ist die herkömmliche Aufzählung Lenaus unter den politischen Lyrikern der vorwärtigen Zeit berechtigt: er ist sogar der bedeutendste österreichischer Herkunft. Aber in seinen gesammelten Werken nimmt das politische Element nur einen verhältnismäßig geringen Raum ein gegenüber ganz andren Stoffen. Selbst im „Savonarola“ und den „Albigenen“ tritt es zurück hinter religiös-metaphysischen Grübeleien, die dritte unter Lenaus vollendeten größeren lyrisch-epischen Dichtungen, der „Faust“, behandelt fast ausschließlich solche Fragen, wie sie sich dem zerrissenen Innenleben des Dichters darstellten, und vollends in den kleineren Gedichten giebt der Welt Schmerz, die Verzweiflung über die Unlösbarkeit der Welttrübsal, die Klage über das verschwundene Glück und den verlorenen Seelenfrieden der Jugendzeit, schließlich das umerlöschliche Thema der unglücklichen Liebe den Grundton an. Ein Blick auf die persönlichen Lebensumstände des Dichters ist notwendig, um zu begreifen, wie es dazu kam, daß der mit so warmem Herzen für alle Unterdrückten stehende Lenau doch wieder so kaltlos hin- und herschwankte, daß er schon im Alter von dreißig Jahren es einmal für völlig gleichgültig erklärte, ob man zum Wohle der Menschheit thätig oder ein teuflischer Verbrecher sei; alles menschliche Thun und Treiben

„Ist just so wichtig, als: ob nur im Kreise  
Einförmig stets das Aufspühtierchen schwimmt,  
Ob es vielleicht nach rechts die große Reife,  
Vielleicht nach links im Tropfen unternimmt.“

Noch kurz vor der Katastrophe entringt sich seinem gequälten Herzen der verzweiflungsvolle Ausschrei:

„s ist eitel nichts, wohin mein Aug' ich hefte!“

Ein schwermütiges Temperament war Lenau angeboren:

„Du geleitest mich durchs Leben,  
Sinnende Melancholie!  
Mag mein Stern sich strahlend heben,  
Mag er sinken — weichest nie!“

Sie muß wohl als ein mütterliches Erbteil gelten, und, da seine Mutter sonst ein leichtgläubiges Wesen war, auf den Umstand zurückgeführt werden, daß sie in der Zeit, bevor Lenau geboren wurde, den Schmerz erlebte, ihren Mann bei einem Akt offenkundiger Untreue zu ertappen. Jedenfalls, ihr geliebter und verzogener Sohn Niki nahm alles, was an den

denkenden Menschen unvermeidlich herantritt, schwerer als die meisten andern: so zunächst die Auseinandersetzung mit den religiösen Dingen. Seit ihm die katholische Frömmigkeit seiner Kinderjahre abhanden gekommen war, hat ihn fortgesetzt die Frage nach Sinn und Bedeutung von Weltall und Menschenleben gemartert, ohne daß er zu einem festen Standpunkt zu gelangen vermochte. Der Atheismus war nichts für ihn, mit dem Pantheismus versuchte er es — im „Faust“ — vergeblich, den Weg zu einem positiven, aber freiheitlichen Christentum — im „Savonarola“ — betrat er ohne dauernden Erfolg, und beim resignierten Haltmachen vor dem Unerforschlichen vermochte er sich nicht zu beruhigen. Aber die reine Skepsis, in der er sein Leben lang steden blieb, hätte zweifellos nicht solche Verwüstungen in seinem Inneren anrichten können, wenn er weniger Zeit zu unfruchtbarem Grübeln gehabt hätte, wenn er in innigere Beziehungen zur Welt der Wirklichkeit getreten wäre. Das war sein größtes Unglück, daß er niemals eine geregelte Thätigkeit gehabt hat, die ihn in Anspruch genommen hätte. Er hat Philosophie studiert, Jurisprudenz, Landwirtschaft, Medizin; bei keinem von diesen Berufen hielt er es aus und fand auch sonst keinen passenden Wirkungskreis. Das erklärt sich teils daraus, daß die Wissenschaften den hochfliegenden Anforderungen, die er an sie stellte, nicht genügten, teils und vor allem aus den unglücklichen politischen Verhältnissen seines Vaterlandes, dessen jeder selbständigen Regung feindlicher Despotismus einem so freien Geiste wie Lenau keinen Raum zu angemessener Bethätigung im praktischen Leben ließ. Hieraus ist auch Lenaus zeitweilige Auswanderung nach Amerika zu begreifen, wo er bessere Verhältnisse zu finden hoffte:

„Du neue Welt, du freie Welt,  
An deren blütenreichem Strand,  
Die Flut der Thyraei zerstückelt,  
Ich grüße dich, mein Vaterland!“

Sein Idealismus aber fühlte sich von dem nüchternen Geschäftssinn der Yankees angeekelt, und so kehrte er schon nach einem Jahre (1833) mit einem Steinwurf auf die „verschweinten, nicht vereinten amerikanischen Staaten“ nach Deutschland zurück, um eine Enttäuschung reicher.

Hier lebte er nun — teils von einer Erbschaft, teils von den Erträgnissen seiner vielgelesenen Gedichte — in der alten Weise weiter, und der Miß in seinem Inneren klaste immer weiter. Dahin wirkten nun auch als bedeutender Faktor seine unglücklichen Liebesverhältnisse. Schon seine erste Liebe zu jener untreuen „Bertha“, der so manches prächtige Gedicht gilt, hinterließ einen dauernden Stachel in seinem Herzen. Und aus jeder neuen Beziehung zum Weibe ging er mit einer neuen Wunde hervor, die nicht heilte. Am zerrüttendsten wohl wirkte sein langjähriges Verhältnis zu der verheirateten Sophie Löwenthal, die er leidenschaftlich liebte, während sie ihm bloß Freundin sein wollte, aber andererseits mit unverkennbarer Eifersucht auf ihn Beschlag legte. Er hielt auch dann noch fest an ihr, als er sich — 1844 — mit einem jungen Mädchen aus Frankfurt a. M. verlobt hatte. Die daraus resultierende Seelenpein verbunden mit seinem Mangel an einer gesicherten Existenz, mit den alten weltenschmerzlichen Grübeleien und einer nervenzerrüttenden Lebensweise\*) gaben dem Dichter den Rest: im Oktober 1844 überfiel ihn in Stuttgart, nachdem ein Nervenschlag vorangegangen war, der Wahnsinn. Man schaffte ihn nach Winnenthal, später in die Irrenanstalt von Ober-Döbling bei Wien. Deren Leiter, Lenaus Freund Dr. Görden, hatte den Dichter in gesunden Tagen einmal eingeladen, die Anstalt zu betreten, aber der Dichter hatte ahnungsvoll, wie ihm denn oft das Gräßliche geschwante hat, geantwortet: „Nein, nein, durchaus nicht! Ihr kriegt mich vielleicht ohnedies noch früh genug hinein!“

Die Krankheit war unheilbar, und es blieb dem Armen die Erfüllung jener Wünsche verjagt, die er einmal so geäußert hat:

„Drei Dinge hatt' ich gern vollbracht:  
Bestanden einmal in der Schlacht,  
Ein holdes Weib als Braut umschlungen,  
Ein Söhnlein froh im Arm geschwungen.“

Was man auch sonst von jenem ersten Wunsch halten mag, er hätte Lenau bei seiner heißen Liebe für die Freiheit auf die Schlachtfelder von Ungarn oder die Oktoberbarricaden von Wien geführt, wenn der Dichter als gesunder Mann die Revolutionszeit erlebt hätte. So dämmerte er während der bewegten Zeit ein tierisches Dasein in der Irrenanstalt von Ober-Döbling hin, deren Abgeschlossenheit von dem Entscheidungskampfe zwischen der Wiener Demokratie und den Horden des Fürsten Windischgrätz weiter nichts zu verspüren bekam, als daß eine verirrte Kanonenkugel in das Gefängnis der lebendigen Toten einschlug. Erst beinahe zwei Jahre später, am 22. August 1850, erbarmte sich der Tod über den wahnsinnigen Dichter. Seine Werke haben ihn überlebt. So vieles darin gehört zu dem besten, was die deutsche Litteratur auf dem Gebiete der Lyrik besitzt: seine Schilfs-, Wald- und Meereslieder, seine prächtigen Stimmungsbilder aus der Puszta und vieles andre. Und die Nach-

\*) Unmäßiger Genuß von Tabak und Kaffee, dazu ein beständiges Hin- und Herreisen. Bald kaufte er in Wien, bald in Pils, bald und mit Vorliebe bei seinen Freunden, den schwabischen Dichtern, in Stuttgart. Allein in zwei Sommermonaten des Jahres 1844, also kurz vor der Katastrophe, hat Lenau 644 Poststunden im Eisenwagen zurückgelegt!

welt wird dem unglücklichen Nikolaus Lenau, der nach seinen Kräften ein Vorkämpfer der Freiheit war, gerne den Tribut zu sen, den er am Schluß der „Albigenser“ als Opfer des Despotismus heischt:

„Woher der düstre Anmut unsrer Zeit,  
Der Groll, die Eile, die Zerrissenheit? —  
Das Sterben in der Dämmerung ist schuld  
An dieser freudenarmen Ungebild;  
Herb ist's, das langersehnte Licht nicht schauen,  
Zu Grabe gehn in seinem Morgenrauen,  
Und müssen wir vor Tag zu Asche sinken,  
Mit heißen Wünschen, unvergolt'nen Qualen,  
So wird doch in der Freiheit gold'nen Strahlen  
Erinnerung an uns als Thräne blinken.“ —

C.

### Kleines Feuilleton.

— Die Pflanzenwelt in der modernen Kunst. Im Hörsaal des städtischen Pflanzengartens in Köln hielt dieser Tage Architekt Genzich, Lehrer an der Kölner Kunstgewerbeschule, einen Vortrag über die Pflanzenwelt in der modernen Kunst. Die „Kölnische Volkszeitung“ berichtet hierüber: Die Verwendung der Pflanze in der Kunst ist in den verschiedenen Zeiten verschieden gewesen. Großes Naturgefühl besaß die Frühgotik, während die Spätgotik eine Zeit des Verfalles bezeichnet. Die Ornamentik eines Jacopo Sansovino, des Schöpfers der Loggetta am früheren Marksturm zu Venedig, zeugt hinwiederum von dem feinen Naturstudium der Hochrenaissance; im Barock und Rokoko schwindet dasselbe immer mehr, so daß zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine stilllose Zeit eintritt. Aus der charakterlosen Stilperiode der drei letzten Dezennien des verfloffenen Jahrhunderts zeigten die Erzeugnisse der japanischen Kunst, die sich seit langem die Nachahmung der Natur vorgesetzt hatte, der abendländischen Kunst den Weg; die slavische Kopierung der verschiedenen Stilperioden tritt nun mehr zurück. Das englische Kunstgewerbe verarbeitete die japanischen Anregungen zuerst; dann wurden auch Frankreich, Deutschland und die andren Länder in der Flächendecoraton, der Gefäßformaton, der Textilkunst von ihnen beeinflusst. Diese Verwendung der Pflanzenwelt bewegt sich in vier Richtungen. Zunächst wirkt der Aufbau der Pflanzen vorbildlich. So wird das Bild, welches der Geveißfarn dem Auge bietet, durch die decoratve Kunst wiedergegeben, desgleichen das Wegebrett, der Löwenjahn u. a. oder die Bewegung der Mohn- und Knoblauchstengel dient in ihren Hauptzügen als Motiv. Der pflanzliche Aufbau beeinflusst auch in ausgedehntem Maße die Entwicklung von Geräten; so sind die Blüten der Tulpe, des Frauenstuhles als Leuchtermotiv sehr geeignet, nicht minder die Stengel und Fruchtbildung der Storchschnabelarten, und welch herrliche Muster bieten nicht die Bildung der Distel und der Königskerze. Ferner dient für die Entwicklung moderner Gefäßformen der Blüten- und Kelchschnitt als Vorbild. Beispiele sind die Blüten der Kornrade, Schlüsselblume, Trompetennarzisse, Eisenkraut, die Mohnkapsel, die Distelblüte. Der Schnitt durch den Kelch des Tabaks oder der Mariendistel giebt uns eine schöne Krugform, Sonnenblumen und Anemone deuten auf Schalenbildungen hin. Auch die Vorderansicht der Blüte, die sogenannte Silhouette, wird verwandt, so bei der Leichrose, der aufgeschlappten Hedenrose, der Distel u. a. Im Fries giebt eine schöne Wirkung die Abwechselung von Blatt und Blüte des Kronstabes. Das moderne Kunstschmiedehandwerk verwendet die Pflanze entweder ganz naturähnlich oder in gewisse Formen gezwängt wie bei der Sonnenblume, wobei es allerdings meistens aus räumlichen und praktischen Gründen nur auf die Verwendung in der Länge und Breite beschränkt ist, so bei der Distel. An dritter Stelle ist die Entstehung der modernen Linie zu nennen, welche der Beobachtung der Natureinflüsse auf Pflanzen wie Schilf und Gras ihr Entstehen verdankt. Die Japaner haben hierfür ihre Muster sich am Weiser und am Flusse gesucht; so ahmt auch der moderne Künstler nach, wie der Wind sich in einer Schilfpflanze bricht oder er zeigt das phantasievolle Bogen eines Getreidefeldes, das von Kornblumen durchsetzt ist. Schon die Kunst der alten Aegypter verwandte das Motiv der Lotosblume in Verbindung mit der Bogenlinie des Wassers in ähnlicher Weise. Als viertes Ergebnis ist noch die direkte Uebertragung der Naturfarben und Formen in der Textilkunst hervorzuheben. Nach der Meinung des Redners übertrifft die Verwendung der Farbenkontraste in der modernen Textilkunst, die auf die genaue Naturbetrachtung zurückzuführen ist, selbst die vorzüglichen Arbeiten, welche Gotik und Renaissance auf diesem Gebiete geschaffen haben. Beispiele bieten die Verwendung des Flieders auf braunem Untergrunde und die der Fetthenne und Kamille auf rotem Grunde; ähnliche Kontraste und Zeichnungen zeigen die neueren Muster der Seidenindustrie, von denen der Vortragende eine Reihe prächtiger Muster vorführte. Bei einer solchen konsequent durchgeführten Naturnachahmung ist die früher allgemein geübte Pflanzensymbolik mehr zurückgetreten; heutzutage muß der einzelne Künstler selbst sich die Träger seiner Symbole aus der Natur erwählen. —

#### Aus dem Tierleben.

— Spazenerziehung. Der „Täglichen Rundschau“ wird geschrieben: Vor mehreren Jahren beobachtete ich eines Abends vom

Fenster meiner Wohnung aus ein Sperlingspaar, das seine Jungen fütterte, die in den Zweigen eines der auf der nördlichen Seite der Straße neu angepflanzten Bäume saßen. Als die Sonne unterging, flogen einige Jungen über die Straße hinweg in eine der dort stehenden alten Pappeln zu Nest. Ein Junges blieb jedoch in dem kleinen Baum sitzen, obwohl die Alten es durch wiederholtes Voranfliegen anforderten, seinen Geschwistern zu folgen. Es schien sich nicht zu trauen, den Weg, den es von der höheren Pappel nach dem niedrigeren Baum bereits zurückgelegt hatte, in entgegengesetzter Richtung, also in aufsteigendem Fluge zurückzulegen. Endlich wagte das Junge, dem Drängen der Alten nachgebend, den Flug. Als es eine Strecke von etwa acht Schritten zurückgelegt hatte, senkte sich die Flugbahn immer mehr zur Erde; es war vorauszu sehen, daß der kleine Kerl anstatt in den Zweigen der schützenden Pappel mitten auf dem Damme der belebten Straße landen würde. Die Alten, die das Junge begleiteten, bemerkten indes auch, daß die Fahrt ein böses Ende nehmen würde, wenn dem Jungen nicht Hilfe käme. Diese brachte eines der Alten, indem es einige Schritte hinter das Junge zurückflog, wieder kehrt machte und nun in der Flugrichtung des Jungen so von unten schräg nach oben flog, daß es das Junge mit seinem Rücken nach oben und gleichzeitig vorwärts stieß. Derselbe Vorgang spielte sich ganz genau in derselben Weise unmittelbar darauf noch einmal ab. Infolge der zweimaligen Unterstützung erreichte das Junge glücklich einen der unteren Zweige der Pappel. Daraus, daß das Junge bei dem Anstoß nicht aus dem Gleichgewicht kam, darf wohl geschlossen werden, daß es der Absicht des Alten entgegenkam und sich durch Abstoßen mit den Weinen von dem Rücken des Alten höher schwang. Ein Irrtum meinerseits ist ausgeschlossen. Wenn mir auch bei dem ersten Anprall des Alten der Zwed nicht sofort klar wurde, so konnte ich, mit erhöhter Aufmerksamkeit das Gebaren der Tiere verfolgend, bei dem zweiten Anprall über die Absicht des Alten nicht im Zweifel bleiben. —

#### Humoristisches.

— Gipfel der Zerstretheit. Professor (der von der Verlagsanstalt den Probeband eines von ihm verfaßten Werkes erhalten hat, sinnend): „Diesen Quatsch muß ich doch schon einmal gelesen haben!“ —

— Grob. Schmierendirektor (zu einer ungemein langen und mageren Schauspielerin): „Rein, ich kann Sie nicht brauchen; Wilhelm Tell, wo Sie die Stange mit dem Gute spielen könnten, gebe ich nicht.“ —

— Genügt! A.: „Ich habe neulich das Arbeitszimmer des Rentiers Meier besichtigt. Ich muß sagen, es ist sehr einfach.“

B.: „So?“

A.: „Ja. Eine eiserne Kassa und auf dem Schreibtische eine Schere — das ist alles.“ —

#### Notizen.

— Preise von 500 M. und 300 M. schreibt das Elässer Theater Mülhausen für die beiden besten Schwänke, Lustspiele, Schauspiele, Volksstücke (auch historische), sowie Singspiele aus. Jedes Stück muß abendausfüllend, vorzugsweise dem elsässischen Volkscharakter entsprechen und im elsässischen Dialekt geschrieben sein. Letzter Termin zur Einreichung der Stücke ist der 1. Oktober d. J. —

— „Marianne“, ein Schauspiel von Karl Hauptmann, wird in der Winterpielzeit von der Neuen freien Volkshühne zur Erstaufführung gebracht werden. —

— Das Deutsche Theater giebt auch für die neue Spielzeit ein A bonnement zu ermäßigten Preisen aus, das zum Besich von 40 Donnerstags-Vorstellungen berechtigt. —

t. Einen Ehrenpreis von 10 000 Lire hat die Reale Accademia de' Lincei Marconi für seine Arbeiten (Drachlose Telegraphie) verliehen. —

r. Eine liberale Portion Pressad. Man schreibt uns aus Nürnberg: Wissen Sie, was eine liberale Portion Pressad ist? Nein? Dann will ich es Ihnen erzählen, es ist eine recht lustige Geschichte. Als vor etlichen Monaten bei der Landtags-Ergebniswahl in Pegnitz ein Wahlmann gewählt werden mußte, machten die Liberalen verzweifelte Anstrengungen, um zu verhindern, daß ein Socialdemokrat gewählt würde. So kam es auch, daß die armen Gürtler am Wahltag gar wichtige Persönlichkeiten waren, die von den Liberalen sehr umschwärmt wurden. Wo lediglich gute Worte diese Vielumwobenen nicht veranlassen konnten, zur Wahl zu geben, mußte auf andre Weise nachgeholfen werden. Einem Gürtler wurde für das Abgeben des liberalen Wahlzettels ein Laib Brot und ein Pressad versprochen. Doch der Arme war gar bescheiden; er wollte schon für den Laib Brot liberal wählen. Da das Zureden nicht half, wurde der Pressad später in die Wohnung des Gürtlers geschickt. Das muß man den Liberalen lassen, sie waren in diesem Falle anständig, der Pressad gehörte nicht zu den kleinsten seiner Gattung. — Jüngst sitze ich in Pegnitz beim „Pflunderer“. Neben mir bestellt sich ein Gast Pressad. „Wie viel?“ fragt der Wirt. „Galt so 'ne liberale Portion.“ Auf meine neugierige Frage, was eine liberale Portion Pressad sei, erzählte ich obige lustige Wahlgeschichte. —